

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

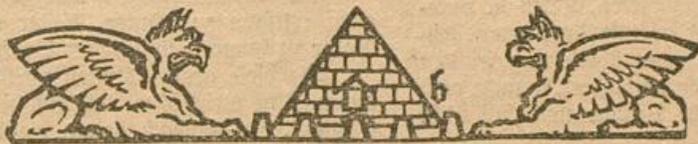
**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1921**

6.11.1921 (No. 45)

# Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

10. Jahrg. No 45



6. Nov. 1921

## Alexander v. Gleichen = Nußwurm / Witz und Humor.

Im Witz liegt eine große Kraft und eine große Schwäche des Menschen. Er befreit und vernichtet, er verleiht dem Antlitz des Witzigen ein unwiderstehliches Lächeln oder verzerrt es zu höhnischer Grimasse.

Man betrachte die Büsten, Bilder, Medaillen der witzigen Köpfe verschiedener Zeiten, von Aesop bis zu Voltaire und Lichtenberg, ja bis zu den Photographien unserer Bekannten und Freunde, denen wir diese Eigenschaft zugestehen, etwas Gemeinsames wird uns trotzdem auffallen, ob der Witz bitter oder wehmütig, wohlwollend oder boshaft verlegend sich zeigt. Dieser gemeinsame Zug drückt ein gewisses „Ueber den Dingen stehen“ aus, mag er aus dem Blick leuchten, verräterisch um die Mundwinkel zucken, mag er in der allgemeinen Gesichtszeichnung zur Geltung kommen.

Hofnarr Ihrer Majestät der Weisheit ist der Witz, toll, traurig, zotig, befehlend, ernüchternd, demütig und stolz zugleich, er macht das Kleine wie das Große salonfähig. Ihr Hofhalt ist unvollständig, wenn der Narr fehlt; stets kauert er an den Stufen ihres Thrones, ja zu Zeiten erlaubt er sich jede Frechheit, auch eine solche im Kostüm der Herrin, um mit ihrer Schleppe und ihren Juwelen zu prunken. In den ethischen und ästhetischen Diktanden sagt Geibel von ihm:

„Witz ist ein schelmischer Pfaff, der lechzt zu täuschendem Eh'bund  
Zwei Gedanken, die nie früher sich kannten, vermählt;  
Aber der nächste Moment zeigt sie im Haber, die Gatten,  
Und vor dem schreienden Zwist steht du betroffen — und lachst.“

Wer hat den ersten Witz gemacht, wer war dieser primitive Philosoph? Kinder verstehen und lieben Witze nur selten. Eine gewisse Art kindlicher Gemüter bleibt seinem Wesen zeitlebens fremd. Das Leben hat für sie eine so poetische Feierlichkeit, daß sie nicht viel Späßhaftes daran entdecken. Vielleicht ahnen sie jenes Zurückschneiden froher Lebensgefühle, das im Witzereifen liegt und das Nietzsche in das feinsinnige Wort faßte: „Der Witz ist das Epigramm auf den Tod eines Gefühls.“

Das geistige Jonglieren mit einander feindslichen Begriffen ist ein Spiel für erwachsene, sehr erwachsene Menschen. Die Art, in der es geschieht, hängt außerordentlich von dem psychischen Klima der verschiedenen Nationen ab. Witze haben eine große Ähnlichkeit mit Nationalgerichten, jedes Volk genießt gern die eigenen und mißversteht oder verachtet die der anderen. Ich habe die Erfahrung gemacht, daß sogar recht kosmopolitische Menschen dennoch einen gewissen instinktiven Widerwillen haben gegen Witze, die für eine ihnen innerlich fremd gebliebene Nationalität charakteristisch sind. Am witzigsten zeigt sich natürlich jeder im eigenen Dialekt, ebenso wie die Nationalspiele als Hausmannsloft am besten munden.

Die italienische Schriftsprache verflücht zum Beispiel nicht über allzuviel Humor, der köstlichste entwickelt sich aber, reichlich

mit guten und schlechten Witzen vermengt, in der Venezianer Mundart, im „Romanesco“, im Neapolitanischen, hier besonders unterstützt durch lustige Gebärde, Fingerspiel, Augenzwinkern und andere Mimik. Ganz kalt lächelnd muß dagegen der englische Witz erzählt werden; er benötigt den sogenannten „Dry humour“ oder jenes ernste Gesicht, das der Franzose „Pince-sans-rire“ nennt. Die Drolligkeit besteht in dem unerfüllbaren Ernst des Sprechers, dessen steifes Wesen zu der Ausgelassenheit seiner Worte im Gegensatz steht. Selbst zwischen englischen und amerikanischen Witzen, obwohl sie sich derselben Sprache bedienen, herrscht ein unermesslicher Abstand. Dem einen gilt noch immer Shakespeares Vers: „Witz, schnell geboren, wächst und welkt geschwind“. Der andere sucht schwerer und nachhaltiger zu treffen. Was den Süddeutschen zum Lachen reizt, findet nicht immer Echo im norddeutschen Gemüt und umgekehrt, Städte haben ihren eigenen Humor, ihre eigenen Komiker, die sich oft gar nicht weit von der Heimat entfernen dürfen, um noch Beifall zu finden.

Jeder Beruf, jeder Stand hat sein eigenes Witzgebiet, das dem Außenstehenden nicht immer begreiflich erscheint. Der bäuerliche Witz, der Humor auf dem Lande, der sich nicht selten in eine eigenartige poetische Form kleidet, nimmt eine so wichtige Stellung ein, daß manche Dörfer sich eine Art Späßmacher halten, den „Teppen“ (im Süden), der etwas blödsinnig ist oder sich wenigstens so stellt, um bäuerliche Schwerfälligkeit auf lustige Art zu verspotten. Er tritt besonders bei allen Feierlichkeiten auf und genießt, ähnlich wie einst der Hofnarr, unter den ländlichen Potentaten Narrenfreiheit und Narrenrecht. Es gibt auch einen Humor, der nur zu den Frommen im Lande gehört und von ihnen allein geschätzt wird. Dieser „heilige Witz“ beseelt gewisse joviale Mönchs- und Pfarrergesichter, aber auch ganz strenge, weltabgekehrte Leute verschmähen ihn nicht, sondern haben kindliche Freude daran, ihre Vertrautheit mit frommen Dingen also kundzutun. So erzählte eine Frau, die zur Beichte ging, heute sei für ihre Seele großer Waschartag, und ein römischer Grandseigneur, der sonst täglich die Messe besuchte, meinte, als er einmal verhindert war, „heute konnte ich dem lieben Gott meine Bistite nicht abstatten“.

Sehr charakteristisch ist ferner der Künstlerwitz, der zeigt, wie jene, die ihn erdenken, geistig auf Anschauung eingestellt sind. Abgesehen von der Karikatur, die ein Gebiet für sich ausmacht, bewegt er sich meistens in amüsanten Sinnestäuschungen, zum Beispiel Verfälschungen von sogenanntem „Glasmas“ und ähnlichen Dingen. Seine Harmlosigkeit und seine dekorative Wirkung — im wörtlichen, wie im übertragenen Sinn — machen ihn zum populärsten Witz, besonders, da er eine gewisse allgemeine Bildung voraussetzen scheint. Er geht wohl von einem speziell künstlerischen Ideenreife aus, aber er wirkt doch für große Kreise verständlich. Die Künstlerwitze werden zwar in der besonderen Art

mosphäre der Ateliers am besten genossen, können aber auf weitgehendes Verständnis rechnen, während die besonderen medizinischen, juristischen, selbst literarischen Witz weniger Popularisierung ermöglichen. Von allen genossen ist der unfreiwillige Witz, der schon uralt und ehrwürdig ist wie die Stätten, auf denen er besonders gedeiht.

Meist in das Gebiet der Satire fällt der politische und vor allem der sozialpolitische Witz, wenn er, jeden Humors entkleidet, mit derbem Griff wirkliche oder vermeintliche Schäden anfaßt, seit Juvenal und Persius ihre Geißeln schwingen bis auf unsere Zeiten, wo er so frei und stark, wie nie zuvor, sich in den der Zeitsatire gewidmeten Blättern entfaltet. Ihm gilt das Verslein (von Friedrich Güll) vor allem:

Ein guter Witz ist wie die reife Frucht,  
Die unversehens von den Bäumen fällt.  
Ein schlechter, die man abzuschütteln sucht  
Und die dann, unreif, den Geschmack vergällt.

Der mächtigste und eindrucksvollste Witz ist und bleibt der politische, da seine Wirkungen am schnellsten zu übersehen sind. Mündlich, schriftlich, in Flugblättern, Pamphleten, Libellen, Lampoons, Chansons und Pasquinaden hat er mit dem unausföhllichen Gesurr der Sommerfliegen noch jeder Regierung in den Ohren gelegen und manche am Einschlafen verhindert, manche auch zu Schritten veranlaßt, deren eigentliche Ursache natürlich nicht gern eingestanden wurde.

Es ist selbstverständlich, daß auf diesem Gebiete die nationale Eigenart noch schärfer sich geltend macht als im Humor des täglichen Lebens. Man braucht nur im „Punch“, im „Asino“, im „Kladderadatsch“ oder im „Simplizissimus“ zu blättern oder im „Figaro“ die „Nouvelles à la main“ lesen, um zu erkennen, daß der Witz mit den tiefsten, unabänderlichen Dingen unseres Daseins eng zusammenhängt.

Seine niedrigstehende und langweiligste Abart ist die Zote. Einzig die Franzosen können durch den leicht dahinfließenden Zauber ihrer Sprache und durch tändelnde Behandlung, die den heiklen Gegenstand nur ganz leise berührt, diese Speise schmackhaft machen, so daß sie nicht sofort durch Ueberdruß Ekel erregt. Ein gewisses lässiges Wohlwollen, Leben- und Lebentassenprinzip in erotischen Dingen gehört dazu, aus der plumpen Zote ein graziöses Bonmot zu machen. Vielleicht braucht es mehr Geist, mehr Philosophie, um gerade auf diesem Gebiete nicht zu straucheln, als auf jedem anderen des Witzes. Ist hier Vollendung erreicht, dann kann ein richtig verstandener Spaß sogar dazu beitragen, der Scheinheißigkeit und Brüderie im rechten Moment ein wohlverdientes Schnippchen zu schlagen.

In höhere Regionen führt der etwas gütig herablassende Professoren- oder Gelehrtenwitz, dessen Verständnis natürlich entsprechender Bildung bedarf. Diese Konzession an den Humor, dieses Hutabnehmen vor dem einfach Menschlichen hat oft eine sehr glückliche Wirkung. Ein solcher Witz beleuchtet eine Dunkelheit mit freundlichem Licht, erfrischt auf mühsamer geistiger Wanderung, so daß man die Strapazen des Weges besser verträgt. Ja oft enthält er einen Extrakt von Weisheit, der köstlich ist. Die antiken Philosophen verschmähten ihn keineswegs, die sokratische Ironie arbeitete geradezu mit Gelehrtenwitzen. Platon weiß dadurch feinsinnige, moralische Lehren zu geben, so wenn er einem

vorzüglichen, bedachtsamen, aber schwerfälligen Freund, dem Xenokrates, rät, er möge doch vor allen Dingen den Grazien opfern. Oder wenn er einen Freund bittet, an seiner Statt einen diebischen Sklaven zu züchtigen, er selbst sei im Augenblick viel zu zornig dazu. Goethe meint, wir würden einen ganz anderen Begriff der Antike gewinnen, wenn wir recht verständen, was die Philosophen ernst und was sie scherzhaft sagen wollten. Manches, was ihnen selbstverständlich als Witz galt, ist vielleicht später als ernste Behauptung zum Ausgangspunkt eines Systems geworden. Da Goethe selbst mit Vorliebe ein verkappter Schalk war, könnte man ihm gegenüber leicht zu ähnlicher Fragestellung kommen, namentlich was den unergründlichen „Faust“ betrifft.

Am imposantesten erscheint Fernstehenden die Wirkung des Witzes im 18. Jahrhundert, da die Menschen durch die Notwendigkeit geselligen Daseins eine größere Scheu als je vor dem Lächerlichsein empfanden. Mit seinem Witz versteht Voltaire eine ganze Welt zu erschüttern, die massivst gebauten Vorurteile stürzen zusammen beim hellen Klingen seines Schellenstabs, wie die Mauern von Jericho vor den Posaunenstößen der Belagernden.

Die Aufklärungszeit war so witzig, weil sie naiv meinte, alles erklären zu können, hinter alle Taschenspielerstückchen der Natur zu kommen und daran Spaß zu haben.

Als diese große Illusion vorüber war, machte man keine so guten Witze mehr über Gott und die Welt, wie es ein Diderot, ein Galiani, ein Holbach getan, die Witze der Romantiker werden melancholisch und wehmütig.

„Der Humor ist keine Gabe des Geistes, er ist eine des Herzens“, sagt Ludwig Börne, und Heine hat einige der allerbesten, aber zugleich allerwehmütigsten Witze gemacht, die je einem menschlichen Hirn entsprangen. Er ist typisch für die Art des Witzes, der aus unbarmherziger Selbstironie stammt, aus einem stolzen, verzweifelungsvollen Trotz gegen die ungeheuerliche Plumpheit des Schicksals. Seine Weltanschauung stammt aus einem gewissen gewissen ironischen Mitleid gegen sich selbst und gegen andere, die wir alle Spielzeug solch töbelhaften Schicksals sind, sein Humor ist der elegante literarische Ausläufer des Galgenhumors, seine Witze schmecken nach der letzten, der Senkermahlzeit, dem letzten Raufsch vor dem vollstreckten Urteil. Sie sind unverföhllich, unverföhrend. Der schrecklichste und schönste ist die Antwort auf das pathetische Suchen der Menschheit nach Lösung des Lebensrätsels:

Bis man uns mit einer Handvoll  
Erde endlich stopft die Mäuler.  
Aber ist das eine Antwort?

Solch grimmiger Humor trägt die Seele über Abgründe und lehrt sie mit ihrem eigenen Leid spielen.

Er macht Witze, aber er ist mehr als der Witz selbst, er ist reicher und kann sich bis zum Kern einer Weltanschauung erheben, wenn er im Schmerz dem Menschen das Lächeln lehrt.

Philosophen haben sich viel und oft über den Unterschied von Witz und Humor gestritten. Mir scheint der Humor als Charakteranlage die Vorbedingung des Witzes zu sein.

Witz ist glitzernder Schaum der Oberfläche, Humor ist die Perle aus der Tiefe.

Jedenfalls liegt oft die einzige Möglichkeit in ihm, daß man, ohne ernsten Schaden zu erleiden, diese oder jene Lebenslage überwindet.

## N. Elfaßer / Zur Psychologie des Spiels.

(Schluß.)

Alle bisher behandelten Spiele beruhen im Wesentlichen auf der Betätigung des Einzelindividuum mit sich selbst, also nur auf der einen Hälfte der Lebenswirklichkeit, denn Individuum und Gesellschaft sind die beiden Pole, zwischen denen sich unser ganzes Leben bewegt. Die ursprünglichste Beziehung aber, die zwischen zwei Wesen besteht, ist der Kampf. Der Trieb zum Kampf, zur Durchsetzung des eigenen Ich auf Kosten des andern, lebt in allen organischen Wesen, im Menschen aber nicht nur in grober Form, sondern oft verfeinert und sublimiert, oft verdeckt und unbewußt, häufig mit ethischen Trieben in widerspruchsvoller Ehe verwoben. Die einfachste Form des körperlichen Kampfes ist der Ringkampf, das Niederzwingen des Gegners auf den Boden. Die Wörter „unterliegen“ und „überlegen sein“, die wir für alle Kämpfe körperlicher oder geistiger Art gebrauchen, deuten sinnfällig auf diese Urform. Der Ringkampf als Spiel, vom Herumbalgen junger Tiere oder Knaben bis zu den raffinierten Meisterschaftskämpfen, dient aber nicht

mehr dem Zwecke der Daseinserhaltung; man strebt nicht mehr danach, den Gegner wirklich unschädlich zu machen (wozu das Niederwerfen eigentlich erst die Vorbedingung), sondern man findet sein Genüge im lustvollen Bewußtsein, der Stärkere oder Gewandtere zu sein. Das Gleiche gilt für den Boxkampf, für die studentische Mensur, für den Lanzenkampf mittelalterlicher Ritter. Aber nicht nur die Kampfarten, auch die Motive sind bei genauerem Zusehen außerordentlich mannigfaltig. Zum stolzen Selbstbewußtsein, im Ernstfall tüchtig zu sein, kommt das Streben nach Ehre und Ruhm. Oft auch liegt der wahre Grund, der Kampfspiele veranlaßt, noch viel tiefer. Er ist, den Kämpfern selbst meist unbekannt, sexueller Art. Bewerbungskämpfe, wie wir sie bei den Tieren im blutigen Ernste finden, kommen auch beim Menschen vor, doch sind sie viel seltener als die gepielten „Hahnenkämpfe“. Nicht immer sichtbar aber von mächtiger Triebkraft ist das Streben, die Aufmerksamkeit und Gunst schöner Frauenaugen auf sich zu lenken. Aber dieselben Ziele, persön-

liches Machtbewußtsein und Hochachtung bei andern, werden nicht nur im unmittelbaren Kampf von Mann zu Mann erreicht, sondern auch in all den Übungen, wo jeder nur zeigen will, daß er etwas besser kann als ein anderer. Edler Ehrgeiz, Neid und Eifersucht können den Kampftrieb verstärken und äußerste Kraftanstrengung bewirken. Alle körperlichen Bewegungsspiele, von den wir zeigten, daß sie, auch einzeln ausgeübt, lustvoll sind, erhalten die entscheidenden Impulse vom Wett-eifer, vom Streben, sich vor andern auszuzeichnen. Selbstverständlich ist, daß die Motive, die bei der Analyse fein säuberlich gesondert werden müssen, in der lebendigen Wirklichkeit unent-wirrbar zusammen und auch gegeneinander arbeiten. —

Einem Jungen von 4 Jahren war verboten worden, das Wort „Sau“, das er auf der Straße gehört hatte, zu gebrauchen. Er fügte sich, aber seine Augen leuchteten, als er bald darauf etwas von Maxau hörte, und mit großem Behagen sprach er dann langsam und gedehnt Mat-sau. Der geistige Kampftrieb war in ihm erwacht, er empfand jenes Verbot als lästige Bindung. Ja, der kleine Heuchler spielte nun förmlich damit, das verpönte Wort unter dem Deckmantel der Wohlankständigkeit zu gebrauchen. Daß „reine Oppositionslust“, denn so wird dieser Kampftrieb gewöhnlich genannt, immer bequem sei, wird niemand behaupten wollen. Es ist aber wohl doch so, wie Goethe sagt, daß der Geist der Verneinung gekhaffen ist, um den Menschen aus seiner „unbedingten Ruhe“ aufzurütteln. Wieviele Fortschritte verdankt man in Kunst und Wissenschaft, im religiösen und sozialen Leben dem fröhlichen Widerspruchsgeiste Einzelner, und es sind vielleicht nicht die schlechtesten Männer, die bei allem Ernste, mit dem sie ihre Sache führten, noch den Kampf als solchen lieben wie ein Knabe das Spiel. Die Zahl der direkten geistigen Kampfspiele ist wohl noch größer als die der körperlichen. Welch eine unendliche Stufenleiter vom harmlosen und bewußt gespielten Disputieren bis zur bössartigen Rechthaberei, vom lebenswürdigen Uken über das Aergern bis zum raffinierten Hineinlegen. Aber nicht allein die menschlichen Beziehungen und Gefühle dienen als Gegenstand des Kampftriebs, fast alle Verstandesspiele sind zugleich Kampfspiele, so die Karten-, Brett- und Kriegsspiele. Meist treten zu der reinen Lust am Messen der geistigen Kräfte noch weitere Momente: die Gewinnsucht und die Spannung, die bei ungleicher Verteilung der Chancen noch erhöht wird; das Schicksal wird noch als ein weiterer, imaginärer Gegner aufgefaßt. Statt weiteren Zer-gliedern sei auf das Buch verwiesen, das wohl am feinsten die dämonische Macht der Hazardspiele ergründet hat: M. Lazarus: Die Reize des Spiels. (1888.) Auch bei den geistigen Wett-kämpfen gibt es wie bei den körperlichen neben dem direkten Streit noch ein Ringen ums bessere Können. In Gesangswettstreiten, Rennwettkämpfen, in Renommistereien und Wettrennen um alle möglichen, oft unsinnigen Leistungen, überall äußert sich derselbe instinktive Kampftrieb, und je wertloser der Gegenstand, um so reiner tritt der Spielcharakter zutage.

Man hat sich oft gewundert, wie den Fußball- oder Boxwettkämpfen 100 000 und mehr Zuschauer beimohnen und fasziniert dem Schauspiel folgen. Nun, sie alle können selbst am Kampfe teilnehmen durch die Fähigkeit der „inneren Nachahmung“, sie spielen selbst innerlich mit. Ja, bei ungezügelter Menschen führt gewöhnlich die lebhafteste Vorstellung eines Bewegungsvorganges zur Auslösung dieser Bewegungen selbst oder wenigstens ihrer Andeutung. Oft schon hat ein befeuerter Zuschauer seine Nachbarn in den spannendsten Augenblicken mit Tritten bearbeitet, und Billard- oder Kegelspieler führen manchmal die komischsten Körperverrenkungen aus, offenbar im Glauben, dadurch den schon frei rollenden Bällen noch das richtige Ziel geben zu können. Sehr häufig ist sogar beim Zuschauer eines Kampfwieles die Spannung noch größer als bei den Kämpfern selbst. Um so freier und reiner, allerdings auch um so seltener ist der sachliche Genuß, je mehr in ihm das Bewußtsein lebt, daß es nur ein Spiel ist, über dessen Ausgang er in souveräner Gleichgültigkeit erhaben ist; aber um so größer wird die Spannung sein, je mehr er aus irgend welchen Gründen (Patriotismus, Lokalpatriotismus) sich innerlich mit einem der Gegner identifiziert und nun um Sieg und Niederlage angstvoll-freudig bangt. Wie ähnlich das Verhalten des Zuschauers beim Drama, beim Spiel der geistig-sittlichen Kräfte ist, das sei hier nur angedeutet.

Wenn man den „Ernst“ der Liebe (nach dem Kampf die mächtigste soziale Macht) so auffassen muß, daß die Vereinerung der Geschlechter gesucht wird, so können wir auch alle vorbereitenden Handlungen — und kein Dichter könnte je alle kraunen und wirren Umwege beschreiben — entgegen dem Sprachgebrauch nicht als Liebesspiele betrachten. Spiele sind uns eben nur solche Tätigkeiten, bei denen kein realer Zweck außer der Spielsphäre erstrebt wird, bei denen man nur so tut, als ob. Man kann dagegen mit Simmel die Koketterie die eigentliche Spielform der Erotik nennen. „Die Koketterie hat die Wirklichkeit des erotischen Begehrens, Gewährens oder Versagens hinter sich gelassen und ergeht sich im Wechselspiel der Silhouetten

dieser Ernsthaftigkeiten.“ Als Liebesspiele wird man aber auch alle diejenigen Tätigkeiten bezeichnen müssen, bei denen das Sexuelle unbewußt mitwirkt, ohne daß eine Erfüllung auch nur irgendwie geahnt oder gewünscht wird sehr häufig also auch bei Kindern. Die neuere Richtung in der Psychologie, die von Freud begründet, überall die verborgenen Triekräfte bloßlegen will, hat zwar viel Widerspruch erfahren, weil sie das Unbewußt-Sexuelle in einem Umfang betont hat, der den Vertretern der alten Richtung ebenso unrichtig wie unbequem zu sein scheint. Indes, man braucht wohl nicht den Ausgang des Streites abzuwarten. Wer, angeregt durch die Tiefenforschung, bei sich und andern unbefangenen Beobachtungen macht, wird zu Ergebnissen geführt, die nach den bisherigen Anschauungen allerdings felt-sam genug sind, und er wird in unzähligen körperlichen oder seelischen Gesten Spielformen der Liebe erkennen. Nur eines ist Bedingung: man darf den bürgerlichen „Genio“ in sich nicht herrschen lassen, er würde alle hervorgeholten Wahrheiten wieder „verdrängen“.

Daß die Nachahmung ein tiefeingewurzelter Urtrieb ist, zeigt uns schon die Sprache, die das den Affen eigentümliche Benehmen unbedenklich als „Nachäffen“ auf den Menschen übertragen hat. Gebrauch wir aber das Wort ohne tadelnden Beifang, so müssen wir in der Nachahmung des Erlebten eine der wichtigsten seelischen Bedingungen für die kulturelle Entwicklung erblicken. Serrittig ist heute mehr als je, ob erworbene Eigenschaften oder Dispositionen sich körperlich vererben, aber feststeht, daß ohne „soziale Vererbung“, d. h. ohne die jeweils vom jüngeren Geschlecht nachgeahmten Gewohnheiten des älteren keine Weiterentwicklung möglich wäre. Am ersten aber und am einfachsten kommt die Nachahmung im kindlichen Spiel zum Ausdruck. Daß natürlich diejenigen Betätigungen zuvörderst nachgeahmt werden, denen die innere Natur des Spielenden schon entgegen kommt, ist selbstverständlich. Der Pflgetrieb der Mädchen holt sich seine Vorbilder aus Küche und Kinderstube, der Kampftrieb der Knaben aus dem Straßenleben und den Tierkämpfen, aus den Erzählungen über Räuber- und Jagd-, Indianer- und Soldatenleben.

Bei der kaum übersehbaren Verflechtung der seelischen Antriebe mühte man, um auch nur annähernd ein richtiges Bild zu zeichnen, versuchen, jeden Instinkt reinlich zu scheiden und dann als Multiplikator aller andern darzustellen. Alle Spiele mit den Sinnesapparaten, Bewegungsspiele, Spiele des Geistes, Gefühls und Willens, alle Kampf- und Liebesspiele, sie alle verdanken ebenso sehr der Nachahmung als dem eigenen Trieb-leben ihr Dasein. Das kleine Kind und der Erwachsene wollen das, was sie bei andern beobachten, auch können, der Kampftrieb wird geweckt, die Freude am Ursachsein kommt hinzu, so vererben sich alle Kulturgüter, und so lernt das Kind sprechen. Man hat sogar früher die ganze Entstehung der Sprache auf Nachahmung von Naturlauten zurückführen wollen. Viele Nachahmungen werden auch der bewußten Selbsttäuschung oder des Komischen wegen ausgeführt: so wenn Kinder sich in Sprache Haltung und Gebärde wie besonders auffällige Personen oder wie Tiere benehmen. Vom einfachen Nachahmungsspiel zur dramatischen Darstellung führt eine Linie ebenso wie von der zeichnerischen oder plastischen Nachahmung zur bildenden Kunst. Hans Thoma hat einmal gesagt, „daß zum Kunstbetrieb immer ein wenig Kindersinn gehöre, und wenn es auch nur der Spieltrieb wäre.“

Wie die Nachahmung den einzelnen Spieltrieben nur eine besondere Richtung gibt, sie sozusagen in eine neue, eigentümliche Farbe taucht, so können wir auch den sozialen Charakter vieler Spiele als ein besonderes Accidens, als eine Unterströmung auffassen, die zu den andern Antrieben lusterhöhend hinzukommt. Aber auch die Tatsache des Vergesellschaftetseins selbst wird, losgelöst von allen Inhalten, um ihrer selbst willen, als reine Form, als Spiel genossen, und zwar in der „Geselligkeit“. Der Mensch ist ein Herdentier, jeder will irgendwo mit dabei sein, jeder hat einen Vereins- oder Familientrieb. Dieser Instinkt ist tief in unserer Natur eingewurzelt; das zeigt die Betrachtung des geselligen Lebens im Tierreich und bei wilden Völkern. Wie nun auch bei unseren geselligen Festen, gerade wenn ein Zweck und realer Inhalt fehlt, auf besondere Formen so großer Wert gelegt wird, wie man sich bestrebt, diese Gemeinschaften durch besondere Gebräuche und oft auch durch eine Geheimsprache von andern herauszuheben und abzusondern, kurz, wie sich die „Geselligkeit als Spielform der Vergesellschaftung“ darstellt, das hat Georg Simmel ebenso knapp wie tiefgründig geschildert. (Grundfragen der Soziologie Sammlung Vöfchen.)

Bei allen Lebensgebieten bestrebt sich die Wissenschaft, zur Erklärung komplizierter Erscheinungen ein letztes zugrunde-liegendes Prinzip aufzufinden. Solche theoretischen Vereinfachungen mögen einseitig sein, unfruchtbar sind sie gewöhnlich nicht; sie beleuchten scharf wenigstens die eine Seite des Problems, sie regen an und rufen geanerische Meinungen hervor. Im Fortgang der Wissenschaft bekämpfen sich dann solche Theorien, bis schließlich eine Vermittlung erstrebt wird, eine Synthese, wie das abgebrauchte Wort lautet. In diesem Stadium

befindet man sich heute bei der Erörterung der Theorie des Spiels. Die „Kraftüberschukttheorie“, die von Schiller zuerst geäußert, von H. Spencer ausgebaut worden ist, vermag viele Spiele zu erklären, nicht alle. Die landläufige Meinung ist es jedenfalls heute noch, daß man spielt, wenn es einem zu wohl wird, wenn man sonst nichts zu tun hat, wenn unbeschäftigte Kräfte nach Entladung drängen. Und man hat auch diese Theorie physiologisch bis ins Einzelne ausgebaut und kann sogar die „Erholungstheorie“ (von Lazarus) damit verbinden, obwohl scheinbar ein Gegensatz besteht: Der geistige Arbeiter, der müde von seiner Tagesarbeit abends körperliche Arbeit leistet oder spielt, bringt eben die bisher gehemmten Bewegungstrieb zur Entfaltung (Kraftüberschuß). Er ruht mit einem Teil seines Nervenapparates aus, während er andere betätigt (Erholung!). Aber immer ist das nicht der Fall, und noch weniger stimmt zu diesen Erklärungen, daß viele Leute körperliche oder geistige Spiele bis zur Erschöpfung fortsetzen, so daß man mit Recht von der dämonischen Macht des Spieles sprechen konnte. Eine wertvolle Ergänzung und Vertiefung brachte die Entwicklungslehre, die das Spiel biologisch betrachtet. Freilich sind in dieser Wissenschaft heute alle Ergebnisse unsicherer als je, und manche Stütze des Gebäudes hat sich als brüchig erwiesen. Aber ob nun das biogenetische Grundgesetz richtig ist oder nicht, sicher ist, daß in uns noch viele Instinkte aus Urzeiten her schlummern, und unsere Knaben spielen Jäger- und Räuberspiele, wie sie

vor Jahrtausenden in Nachahmung ernster Tätigkeit gespielt worden sind. Vor allem aber hat uns die „Einübungstheorie“ von Karl Groos eine ganze Reihe von Spielen erklären können. Sie sagt, die Jugendzeit sei um der Spiele willen da, nicht umgekehrt. Unfähig wären wir und die höheren Tiere im Lebenskampf, wenn nicht „unser ererbtes Hirnprädispositionen durch individuelle Erfahrung — also im kindlichen Spiel — nachgemesselt würden“. Der Lustcharakter des Spieles liegt also im biologischen Zweck, er dient der Erhaltung der Art.

Unsere Betrachtung hat sehr häufig die Berührungspunkte zwischen Spiel und Kunst dargetan, aber mehr als kurze Ausblicke konnten nicht geboten werden, und ebenso konnte die große soziale Bedeutung nur in wenig Worten gestreift werden; auch die erzieherische Seite des Spieles konnte im Rahmen unserer Darstellung nur kurz angedeutet werden. Denn hier wäre es nicht mehr mit einer beschreibenden Unternehmung getan gewesen; ein neuer Begriff, der des sittlichen Wertes, eine neue Fragestellung erhebt sich hier: wie weit das Spiel mit den ernstesten Aufgaben des Menschen oder der Menschheit vereinbar ist, wie und wann eine Grenzlinie zu ziehen sei. Unsere psychologische Betrachtung hat ja aufs neue erwiesen, wie innig alle Lebensgebiete mit einander verwoben sind, und ein mephistophelischer Spott über graue Theorie ist nicht immer berechtigt. Nützlich angewandt, können diese grauen Theorien mit erhöhter Deutlichkeit zeigen, wie bunt das Leben ist.

## Otto Weiner

Dunkle Fichtenwälder deckten die Rheinebene abwechselnd mit weiten Wasserflächen, den Resten ehemaliger Ueberflutung. Aus moorigen Stümpfen flatterten Wasservögel auf, ragte verschlungenes Wurzelwerk gefällener Baumriesen. Furchtsame Rentiere stapften, die Hufe weit gespreizt, durch den Morast. Grau und wolken schwer bedeckte der Himmel die trübe Landschaft, und konnte man von der Höhe des Tunibergs durch den Nebel freien Ausblick gewinnen, so sah man Schwarzwald, Vogesen und Jura bis tief herab mit Schnee bedeckt, und unsere Schwarzwaldflüsse wälzten ungestüm ihre trüben Fluten dem breiten Rheinstrom zu. Am Fuße der Lösshügel bei Münzingen hausten die Menschen der älteren Steinzeit in Höhlen im weichen Löss, schlugen ihre Geräte aus Feuerstein und Kalkstein und verfertigten Waffen aus Rentiertierknochen. Nach Jahren bedeckte sich milderer Himmel über den Breisgau, die Stämpfe fruchteten; aus den wandernden Rentierjägern wurden Viehzüchter und Ackerbauer, welche die Wälder ausrodeten, die Höhlen verließen und feste Wohnsitze gründeten. In diese jüngere Steinzeit weisen Funde an der Lösswand am Süden des Tunibergs: Scherben von Tongefäßen; während die an der Straße nach Mengen 1887 ausgegrabenen roh verzierten Tongefäße der Bronzezeit zuzurechnen sind. Die alemannischen Reihengräber zwischen Mengen und Föhrenschallstadt endlich führen in die geschichtliche Zeit hinüber. Ursprünglich war Münzingen wie Megel eine villa regia, ein freies Reichsgut, zu welchem verschiedene Leute und Güter in der Nachbarschaft gehörten. 845 vermachte Kaiser Lothar, bewogen durch seine Gemahlin, dieses Reichsgut „mit Kirche und Behuten, Gütern und Leuten“ an die Grafen von Wimpfen, die es als Zehnten und Bann, mit Markt- und aller übrigen Gerechtigkeiten „cum imperiali integritate sua dem Frauenstift St. Stephan in Straßburg“. Diese Kirche besaß dann bis zur Reformationszeit den Münzinger Fron- oder Freihof, zu dem ursprünglich mehrere Güter und Hörige aller Art zu Mengen, Hausen, Münsingen, Opfingen und Gottenheim gehörten. Zum Schutz dieser Güter, die später sehr geschmälert wurden, hatte St. Stephan die Herren von Wimpfen als Schirmvogte eingesetzt und später den Edlen von Staufen das Vogtrecht übertragen. Die Wimpfberger nun und die von Staufen hatten zu Münzingen neben dem Freihof allmählich eigene Güter erworben, welche sie mit ihren Leuten besetzt und gelegentlich auf rechtliche oder unmaßliche Weise erweiterten. Sie stellten Güter und Leute unter besonderen Zwing und Bann, mit eigenem Gericht, Stock und Galgen. Die Bestandteile des Freihofes waren meistens geschlossene Güter, die keine wesentliche Vermehrung der Familienzahl erlaubten. Dagegen konnte bei den verschiedenartigen Gütern und Verhältnissen der Dorfbewohner ein Anwachsen durch Kleinbauern und Eöldner eher stattfinden. Solchermaßen bildete sich das Dorf Münzingen heran und verdrängte allgemach den Freihof, dem zuletzt nur noch das Dinggericht verblieb.

Auf diese Weise mögen wohl die meisten Dorfschaften im Breisgau entstanden sein. Anfangs war jeweils ein Hof mit Grund und Boden. Für die Aufbewahrung der Einkünfte bestanden Scheune und Keller, im Etter wurde Gericht abgehalten über die hofhörigen Leute. Fronhof wurde der Hof genannt, weil der Gutsherr darauf wohnte, Dinghof wegen des Gerichts, welches dort gehalten wurde, und Freihof, wenn er weiter niemand verbindlich war oder das Nisrecht besaß. Auf

## Münzingen.

den oft sehr weitläufigen Ländereien eines solchen Haupthofes entstanden aber mit der Zeit einige oder mehrere Nebenhöfe, die an Untermieter verliehen wurden und später an Kirchen und Klöster gelangten. Drei dem Fronhofe Münzingen anhängende Meierhöfe wurden dem Kloster Günterstal vermachte, welches diese durch Jahrhunderte von St. Stephan in Straßburg zu Leben empfang.

Manchmal besaßen nun Klöster oder Herren in der Nachbarschaft solcher erworbener Nebenhöfe noch mehrere Güter, dann mußten auf diesen auch Scheune und Keller für die Einkünfte erbaut und für die Hoffürer ein Gericht bestellt werden. Dadurch wurden sie nun selbst wieder zu Fron- oder Dinghöfen. Die Rechte und Einkünfte solcher Höfe wurden in Weiskämern, die den Interessenten auf Verlangen gewiesen wurden, oder in Messungen und Zinsrodeln festgesetzt, von Zeit zu Zeit erneuert und erweitert und schließlich in einem allgemeinen Urkunden- oder Lagerbuch zusammengestellt. So bildeten sich mit der Zeit am gleichen Ort zwei, drei oder mehrere selbständige Höfe, aus deren Gebäudeflecken mit den Eöldnern- und Tagelöhnern zusammen eine Dorfgemeinde unter dem Schutz und der Gerichtsherrschaft des ursprünglichen Fürsten- oder Edelgeschlechtes entstand.

Die Herren von Staufen nun, Gottfried, Diethelm und Otto, verkauften zwölf Jahre nach der Aufgabe der freihöflichen Vogtei auch das Dorf zu Münzingen an den Ritter Johann von Wiseneck aus dem Geschlechte der Schnevelin „mit Leuten und Gütern, Zinsen und Steuern, Gerichten, Zwingen und Bannen, mit Brun und Wald, Holz und Feld und all andern Zugehörten“ mit Genehmigung des Lehnsherrn von Wimpfen, welcher nach acht Jahren das Dorf dem Käufer „eignete“ und damit zu dessen Gunsten auf das Obereigentum verzichtete. So ging Münzingen als ein „freies und lediges Eigen“ auf seine spätern Besitzer über.

Der erste Besitzer, Hermann Waldner, aus der elsässischen Ritterfamilie, welche sich später von Freundstein schrieb, geriet mit den Schnevelischen Brüdern Hans und Ludwig von Landeck wegen verschiedener Zinsen in Feindschaft, so daß diese „das Dorf Münzingen wieder eingenommen und die ehrbaren Leute daselbst gezwungen, ihnen zu schwören“. Es kam darauf zu einem gütlichen Vertrag, in dem der Waldner den Brüdern das Dorf kaufweise auf Wiederlösung überließ. Die Urkunde sagt: „Darum hab ich sie erbeten, mich des Kaufs zu erledigen und mir das Dorf mit Leuten und Zugehörungen wieder einzugeben, was selbige auch getan, worauf ich gelobt, die ehrbaren Leute von Münzingen in keinerlei Weise wegen der gewiesenen Feindschaft zu bekümmern oder ihnen Vaster und Leid darum anzutun, denn wir sollen beiderseits, für uns und alle, so von unsrerwegen in der Sache haften, verdacht oder gewant gewesen, gänzlich gerichtet und vertragen sein.“ (D. h. diejenigen, welche sich mit der Sache befaßt, sich in dieselbe gemischt oder der Teilnahme daran verächtlich waren.)

Damit war Münzingen wieder Eigentum des Waldner. Dieser aber verlebte es bereits 1440 an einige Breisacher und verkaufte es 1447 vollends „für frei, ledig und eigen“ an Herrn Ludwig von Blumeneck, dessen Burg an der Wutach lag, unterhalb Ewattingen. Von dort verpflanzte sich die Familie in den Breisgau. Der Blumenecker wieder verkaufte 1451 das Dorf an Johann von Volsenheim mit Leuten und

Gütern, hohen und niedern Gerichten, mit Holz, Feld und Wasser, Waidgängen, Fronen, Steuern, Bußen und allen Rechten" für 450 Gulden. Nach dessen Tode wurde Munzingen zur Hälfte an den Vetter der Witwe des Volsenheimers, Gervas von Pforr zu Breisach, zur andern Hälfte an die reichsachtsche, Schellenbergische, hadstättische und hochelbachiſche Familie vererbt (die von Reichach und Hochelbach aus dem Linz- und Hegau, die von Schellenberg aus dem Rheintal bei Feldkirch und von Hüfingen, die von Hadstatt aus dem Elſaß), welche hierauf 1520 dem Junker von Pforr um 600 Goldgulden diese Hälfte ebenfalls überließen.

Gervas von Pforr war nun alleiniger Eigentums- und Gerichtsherr über Munzingen. „Er hatte das Recht des Stods und Galgens, setzte den Dorfvoigt und die Bannwarie ein, verließ die Mehrgewalt, bezog die Frevel und Bußen, die Steuern, das halbe Umgeld (die andere Hälfte blieb der Gemeinde), die Postmacthshühner, die Sterbfälle und etwas von den Weinladern; die Gemeinde leistete ihm die Guldigung und fronte ihm — ein Tagelöhner mit der Haue, ein Bauer mit dem Pfluge, jeder zwei Tage des Jahres.“ Im Dorfgericht führte der Vogt oder Dorfshultheiß den Stab, es wurde jede Woche auf der Gemeindefestung abgehalten und bestand aus 12 Geschworenen. Es hatte zu erledigen „alle bürgerlichen und sträflichen Sachen“, die Dorfgeschäfte, die Frevel aller Art, Diebstähle, Raubanfänge, Verwundungen und Totschläge. „Als der Freihof zu Munzingen noch unter einem eigenen Vogt gestanden, hatte das dortige Gericht, welches dreimal jährlich im Hofgebäude versammelt worden, über die Hofhingericht einen ähnlichen Umfang seiner Zuständigkeit. Es schrumpfte aber mehr und mehr zusammen, bis nichts weiter davon übrig war, als eine Frevelrüge mit ganz geringer Strafgewalt unter der Stabführung des Hofmeisters. Und nachdem das Obermaieramt an den Dorfherrn verliehen worden, vermengte dertelbe das freihöfliche Dinggericht mit dem Dorfgerichte, wodurch ersteres beinahe erlosch.“

Das Dorf blieb bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts im Besitz der Pforrischen Familie. Der Freihof aber wurde schon hundert Jahre früher von dem Stifte St. Stephan weg an das Haus Desterreich gebracht, welches ihn seiner Herrschaft Kirchhofen einverleibte. 1579 verpfändete es ihn mit diesem an den kaiserlichen Feldherrn Lazarus von Schwendi, der sichtbar darauf ausging, sich in dem schönen Breisgau eine ansehnliche Herrschaft zu gründen. Schwendi kündigte dem Junker von Pforr das Oberhultheißentum. Dabei wurde er durch mißverständlichen Ausdruck der alten Urkunden irreführt und ging insofern zu weit, daß er Ansprüche auf gerichtsherrliche Obrigkeit über ganz Munzingen machte. Deshalb entstand ein Rechtsstreit, der wenigstens das Gute brachte, daß die gegenseitigen Befugnisse des Freihofs und des Dorfherrn urkundlich untersucht und geklärt wurden. 1605 löste Desterreich die Herrschaft Kirchhofen wieder ein, und als diese bald darauf abermals piandweise in andere Hände überging, verblieb der munzingische Freihof doch bei der vorderösterreichischen Kammer, die ihn von Zeit zu Zeit verpachtete ließ.

Inzwischen hatte auch das Dorf einen mehrfachen Herrschaftswechsel erlitten. 1596 wurde zwischen dem Sohne und den Tochtermännern des verstorbenen Hans Adam von Pforr eine Teilung von Munzingen vorgenommen. Das alte Pforrische Weiberschloß stand unten im Dorf bei der Kirche. Es wurde 1525 im Bauernkrieg durch Hauptmann Ziller von Amoltern geplündert und verwüstet. Ein niederes, zweistöckiges Rundtürmchen mitten im Dorf neben der Kirche auf freiem Platz mit einem Kegeldach ist der letzte Rest dieses ehemaligen Weiberschloßes.

1629 erscheint ein Junker von Löwenberg, der Gemahl einer pforrischen Tochter, als Mitherr, während sich 1686 die Barone von Reinach, von Kagened und von Wessenberg in den Besitz des Dorfes teilen. Außerdem besaßen auch die Johanniter, das Stift Günterstal und andere Körperschaften Höfe und Güter im dortigen Banne.

Im Dreißigjährigen Krieg wurde Munzingen sehr mitgenommen. Im Frühling 1639 schrieb die Abtissin zu Günterstal in einem Brief an ihren Vetter von Pforr zu Munzingen: „Leider nimmt es ein schlechtes Aussehen zum haften. Jetzt hat uns der liebe Gott mit dem verangenehen kalten Wetter abermals schwer gestraft. Es haben sich die Leute nur auf den Rebbaun gelegt, und nun ist alles vergeblich.“ Zehn Jahre später berichtet der Junker an sie: „Als vor etlich Jahren, da bald der mehrere Teil meiner Untertanen des Hungers gestorben, einer weinend zu mir gekommen und mich um Gottes Willen gebeten, ihm seinen Garten abzukaufen, sonst müße er auch verhungern, hab ich mich, des Geldes selber bedürftig, anfangs geweigert, wie er aber gar stark an mich gesetzt, ihm endlich eingewilligt. Denn man hätte wahrlich bei solcher Hungersnot die armen Leute um das schönste Gut nit mögen sterben lassen, ohne es bei dem Allerhöchsten verantworten zu dürfen.“

Schließlich kamen alle Munzinger Besitzungen an die Kagenedsche Familie. Diesen Erwerb verbanden die Kageneder

dem Freiherrn Johann Friedrich und dessen Sohn, dem Landkomtur Johann Heinrich von Kagened.

Die Familie Kagened stammt aus dem Elſaß. Die Trümmer ihres Stammeschloßes am Döbhang der Vogesen sind zerfallen. 1580 schrieb der Chronist Herzog: Die von Kagened sind ein uradelig Geschlecht aus dem Elſaß. Schöpslin berichtet in seiner Alsatia illustrata 1761: „Unter den alten Rittergeschlechtern der Stadt Straßburg nehmen auch die Kagened ihren Rang ein.“ Seit fünf Jahren erscheinen sie unausgesetzt begleitet von Straßburger Amts- und Gerichtswürden, als Priester, als Präpöte in Domsiften und als Vasallen an Fürstenhöfen. Der Name Kagened ist erstmals urkundlich erwähnt im Jahre 942. Das Wappen ist ein roter Schild mit einem rechtsichträgen, silbernen Falken und mit dem Sinspruch: in valore virtus — in der Tüchtigkeit liegt die Kraft. Wann die Kagened das Stammeschloß verlassen und sich in Straßburg, wo noch ein Stadtteil ihren Namen trägt, angesiedelt, ist nicht nachzuweisen. 1508 teilte sich das Geschlecht in eine elsässische und eine breisgauische Linie. 1672 erbaute Johann Friedrich, in Freiburg und später in Waldshut bei der österreichischen Regierung tätig, und vermählt mit einer Adligen aus Breisach, das Munzinger Schloß.

1659 nämlich hatte Johann Friedrich von seiner Stiefmutter Maria Cleofa, geb. von Reinach und verwitwete Hans Adam Pforr, den Waisanteil nebst Gerechtfame von Munzingen geerbt. Das Testament vom 23. Januar 1657 besagt: „Weil selbes Gut in den betrübten langwierigen Kriegszeiten ganz verderbt und durch Hilfe ihres verstorbenen Gemahls Wilhelm von Kagened wieder verbessert worden sei, und besagter Stiefsohn ihr in ihrer betrübten Witwenzeit, wo sie gleichsam verlassen gewesen, alle Liebe, Trost, Treue und Hülfe erwiesen. Sollte aber dieser Sohn ohne eheliche Leibeserben sterben, geht das Gut an die Reinachs.“ (Das Grab der Erblasserin ist auf der Epistelseite des Hochaltars der Pfarrkirche zu Munzingen, wofelbst auch ein von ihr gestifteter Taufstein steht, mit Pforr- und Reinachschem Wappen und der Jahreszahl 1626.)

Außer Munzingen besaß Johann Friedrich von seinem Vater her Güter und Gefälle zu Marbach im Elſaß und den ältesten Kagenedischen Besitz, das Lehen zu Hopsheim. Dazu verlich ihm Kaiser Leopold II. 1682 das „Dorf Bleichheim in der Herrschaft Cenzingen im Breisgau liegend“ und 1702 das Lehen Stegen sowie die Wildbänne im Kirchgartener Tal.

1695 errichtete er für seine drei Söhne und ihre Nachkommenſchaft ein Fideikommiß — Stammgut — aus den Kagenedischen zwei Dritteln des Dorfes Munzingen und den Kagenedischen Gerechtfamen zu Merdingen. Sein Sohn, der Landkomtur und Deutschordensritter Heinrich aber, „den die Familie noch nicht mit dem gehörigen Vermögen versehen, er dagegen in seinem Dienst durch sparsame Wirtschaft ein ziemliches erworben“, stiftete 1726 ein zweites Fideikommiß für die Nachkommenſchaft seines Bruders Philipp mit 60 000, und 1734 ein drittes für die Leibeserben seines Bruders Reinhard mit 80 000 Gulden. So muß Johann Heinrich, kaiserlicher Geheimrat, später kurpfälzischer Statthalter des Herzogtums Neuburg, geheimer Konferenzminister und Oberhofkammerpräsident, als der zweite Stifter der Familie betrachtet werden.

1692 wurde das Kagenedische Schloß von den Schweden, welche unter Marschall Horn zwischen Freiburg und Breisach plünderten, belagert, erobert und niedergebrannt. 1672 wurde es wieder aufgebaut und in den folgenden Jahren so verschönert und vergrößert, daß die Gräfin von Chateau-Roux, die Ludwig XV. zur Belagerung Freiburgs gefolgt, in ihren Memoiren von ihrem Aufenthalt „au magnifique château de Munzingen“ spricht. 1744 hatte Ludwig XV. während vier Wochen sein Hauptquartier zu Munzingen. Die Jahre 1796, 1802, 1814 und 1815 brachten viel Leid über das Dorf. Der französische General Tarreau residierte 1796 im Schloße, gastierte, requirierte und nahm, wie die Chronik berichtet, seine Bäder in Kirchwasser. 1805 bekam Munzingen wieder französische Einquartierung, die umliegenden Orte mußten für den Küchenbedarf sorgen. Als dann endlich der Kriegslärm verstummt, war die Gegend ausgezogen, die Weinberge verwüstet, die Dörfer verarmt, und mannigfache Trümmerstätten zeugten noch manches Jahr von Kriegselend und schredlicher Zeit.

Die Schicksale jener bewegten Zeit von 1743—1746 schildert die von Apotheker Klüber in Munzingen aufgefunden und veröffentlichte handschriftliche Chronik des Lehrers und Gemeindeforschers Wiffel. Dieser Mann scheint in der Gemeinde alles gesehen zu sein. Die Aufzeichnungen geben ein anschauliches Bild von den inneren Vorgängen der kleinen herrschaftlichen Gemeinde in bewegten Krieges- und in stillen Friedenszeiten. Von dem gleichen Verfasser stammen auch die Aufzeichnungen über die „Glockenschmiede von Munzingen“, die Apotheker Klüber ebenfalls herausgegeben hat. (Schauinsland 14 und 21.)

Von einem Munzinger Weizhals wird folgende Sage berichtet: Nachdem dieser im Dorf viel Geld zusammengeharrt und der Gemeinde Felder und Gerechtfame genommen, litt ihn nach seinem Tode die Erde nicht in sich. Allnächtlich wurde sein

Sarg ausgestoßen. Man versuchte, die Totenlade auf dem Bach in den Rhein zu flößen, aber auch das Wasser duldete den Toten nicht, warf ihn vielmehr alsbald ans Ufer. Ein frommer Priester endlich, an den man sich wandte, beschwor den Geist des Verstorbenen herbei. Dieser erschien in Gestalt eines kleinen Schweines, ward in einen Kasten gesperrt und auf einen vier-spännigen Wagen geladen. Mit ihm mußte nun solange im Lande herumgefahren werden, bis ein bestimmter Geldbetrag verbraucht war. Es durfte nur Nachts gefahren werden; oft war der Wagen so schwer, daß ihn die Pferde kaum fortbrachten, bergab brauchte er Vorspann, bergauf den Hemmschuh. Die Fuhrleute sollten bestrebt sein, das Geld möglichst bald auszugeben, weshalb sie in jedem Wirtshaus einkehrten, die kleinste Dienstleistung bezahlten, aber nie mehr geben durften, als gefordert ward. Das Schwein verzehrte indessen täglich das vorgelegte Fressen. Als endlich das Geld verbraucht, fuhr der Wagen wieder normal, und der Priester gab den in Schweinsgestalt zurückgekehrten Geist wieder frei. Nun konnte der Leich-

nam im Grab bleiben, da auch von des Verstorbenen Erben der Gemeinde ihr entzogenes Gut zurückgegeben ward.

Ein steiler Weg führt durch die Felsklüften unter Büschen und Sträuchern zur Höhe des Tuniberges heran, wo, weit hin sichtbar, über dem Dorf die Ehrentrudiskapelle aus den Wetzbergen ragt. Eine tiefe Höhle gähnt auf halber Höhe, das Erzknappenloch genannt, wohl ein Ueberbleibsel der prähistorischen Zeit. Wie mir ein alter „Tuniberger“ erzählte, sei einst aus den Spalten in der Höhle ein Blutstrom gequollen und Menschenhaar gewachsen. Woher diese schaurige Ueberlieferung, konnte nicht ermittelt werden. Von der Kapelle, auch Apollonia- oder Michaelskapelle genannt, lassen wir den Blick entzückt auf die fruchtbaren Gefilde des Breisgaus schweifen, über Berge, Hügel und Dörfer, sehen des Rheines glitzerndes Band die gesegnete Ebene durchziehen, des Schwarzwald und des Wasgaus Berge dunkel grünen und schauen auf unser Dorf herab mit seinen alten Dächern, seinem Schloß im Park und gedenken der mannigfachen Schicksale der Siedlung.

## Richard Curinger / Was uns not tut.

Eines Tages glaubte wieder einmal ein Mensch, die Erkenntnis gewonnen zu haben, die dem Volke nützen werde. Diesmal war es der Waldsiedel. Er verließ also sein Gezelt, wanderte nach der Stadt, begab sich auf den Markt zu den Ausrüfern und sprach zum ersten: „Mein Leben lang hab' ich gesucht. Nun aber glaube ich die Erkenntnis zu besitzen, deren das Volk bedarf. Meine Weisheit ist groß. Meine Stimme aber ist klein. Leih mir also deine Stimme, daß sie weit und breit vernehmen, was uns not tut!“

„Ist es etwas Politisches?“ fragte der Ausrüfer höflich, „das interessiert uns sehr.“

„Es ist weder etwas Politisches,“ sagte der Siedel, „noch etwas Unpolitisches, sondern etwas, das uns alle angeht.“

Da bedauerte der Ausrüfer, sagend: „Uns interessiert nur das Politische. Aber geh eins weiter, Mann, zu jenem dort! Der ist für so etwas zu haben!“

Da ging der Siedel zum zweiten und sprach: „Mein Leben lang hab' ich gesucht. Nun aber glaube ich die Erkenntnis zu besitzen, deren das Volk bedarf. Meine Weisheit ist groß. Meine Stimme aber ist nur klein. Leih mir also deine Stimme, daß sie weit und breit vernehmen, was uns not tut!“

„Ist es etwas Wissenschaftliches?“ fragte der Ausrüfer höflich, „das interessiert uns sehr.“

„Es ist weder etwas Wissenschaftliches,“ sagte der Siedel, „noch etwas Unwissenschaftliches, sondern etwas, das uns alle angeht.“

Da bedauerte der Ausrüfer, sagend: „Uns interessiert nur das rein Wissenschaftliche. Aber geh eins weiter, Mann, zu jenem dort! Der ist für so etwas zu haben!“

Da ging der Siedel zum dritten und sprach: „Mein Leben lang hab' ich gesucht. Nun aber glaube ich die Erkenntnis zu

besitzen, deren das Volk bedarf. Meine Weisheit ist groß. Meine Stimme aber ist nur klein. Leih mir also deine Stimme, daß sie weit und breit vernehmen, was uns not tut!“

„Ist es etwas Religiöses?“ fragte der Ausrüfer höflich, „das interessiert uns sehr.“

Und als der Siedel antworten wollte, da drängte sich eine ganze Reihe von Ausrüfern heran und fragten durcheinander: „Ist es etwas Mystisches? Das interessiert uns sehr!“ „Ist es etwas Okkultes, etwas Theosophisches, etwas Erotisches, etwas Literarisches, etwas Sozialistisches, etwas Kommunistisches, etwas Reaktionäres, etwas Konservatives, etwas Mystisches? Das interessiert uns sehr!“

„Es ist weder das eine noch das andere,“ wiederholte der Siedel, „aber etwas, das euch alle angeht, unser ganzes Volk!“

Da bedauerten die Ausrüfer, sagend: „Uns interessiert nur unser eigenes Spezialgebiet. Schade!“

Da nun dergestalt der Siedel keine Möglichkeit sah, seine Weisheit an den Mann zu bringen, verließ er den Markt und wanderte in seinen Wald zurück. Plötzlich aber rief ihn einer an. Es war ein kleines, windschiefes Männchen, das überfließ von Liebenswürdigkeit.

„Mein lieber Siedel,“ sagte es, „anvertrau mir deine Weisheit! Ich interessiere mich für alles!“

„Dann bedarfst du meiner Erkenntnis nicht,“ sagte der Siedel; „denn sie ist keine andere als die, die du schon besitzt. Ich aber danke dir eine neue Erkenntnis; die nämlich, daß es besser ist, sich für eines einzusetzen und zu leben, als auf allem nur herumzuschwimmen.“

Und er ging in seinen Wald zurück, in dem Bewußtsein, daß er noch viel lernen müsse, bis er wieder einmal seine Weisheit ausposaunen dürfe.

## Richard Curinger / Prinzessin Trudelwusch. Märchen.

Von Sauhirten und Prinzessinnen sind schon viele Geschichten erzählt worden, aber noch nicht alle, denn ich weiß noch eine letzte. Die fängt so an:

„Nein,“ sagte die Prinzessin Trudelwusch, „ich nehme keinen Mann, der nur meine Kleider liebt, mein blaues Blut und meine vielen Schläffer. Ich nehme keinen andern Mann, als jenen, der mich auch als Schweinefessel liebt. Punktum!“

Dann warf sie ihre goldenen Pantöffelchen in eine Ecke, zog die seidenen Strümpfe aus, schlüpfte in ein armeneliges Röckchen, ging barfuß übers Feld, wargelte sich im Gras, bis sie wie die schönste Schweinefessel aussah, und setzte sich in den Straßengraben.

Es dauerte nicht lange, so ritt Prinz Kasimir vorbei, würdigte sie keines Blickes, und Prinzessin Trudelwusch sagte sich: „Da sieht man's nun!“ Dann kam ein Bürger, kam ein Bauer, und zuletzt der Schweinehirt.

„Keiner hat mich auch nur angesehen!“ dachte Trudelwusch, da setzte sich der Bartel schon zu ihr in den Straßengraben. Die Schweine lagerten sich rings herum und sangen: „Gwui, gwui, gwui!“

„Servus!“ sagte Bartel.

„Servus!“ wiederholte Trudelwusch.

„Du bist nett!“ sagte Bartel, dem ein Glöckchen an der Nase hing, das nicht läuten konnte.

„Gefall' ich dir auch wirklich?“ forschte Trudelwusch.

Der Bartel sagte: „Frag' nicht so dumm!“ und gab ihr einen Kuß, der so herrlich schmeckte, wie es nur in Silberbüchern steht, und wobei das Glöckchen leise läutete.

„Das darf man doch nicht!“ sagte Trudelwusch.

„Ei warum denn nicht?“ fragte sie der Bartel.

„Weil wir doch noch gar nicht Mann und Frau sind!“

„Dann müssen wir's halt werden!“

Und da sie, mißtrauisch von Natur, immer noch ein wenig zweifelte, ob er wirklich auch der Rechte sei, fragte sie: „Liebt du mich auch buchstäblich nur um meiner selbst willen?“

„Frag' nicht so dumm!“ antwortete der Bartel und nahm sie um den Leib.

Ei, da sprang Prinzessin Trudelwusch in die Höhe, breitete die Arme aus, machte ein andächtiges Gesicht, ipigte den Mund und rief: „Willkommen! Sei gepriesen und gegrüßt! Laß deine Herde stehen und wirf dein armes Kleid von dir! Weisheit du, wer ich bin? . . . Ich bin Prinzessin Trudelwusch, und der ich liebe, dem gehört das Königreich! Komm, komm, mein Freund! Denn sieh, ich nehme keinen andern Mann, als jenen, der mich auch als Schweinefessel liebt! Punktum!“

„Schön!“ sagte Bartel. „Nun, da passen wir zusammen; denn ich nehme keine andere Frau, als jene, die mich auch als Schweinebartel liebt! Punktum!“ Drehte sich herum und ließ die ganze Trudelwusch im Straßengraben sitzen.

„So —?“ sagte sie. Dann lief sie augenblicklich heim, zog die seidenen Strümpfe übers Knie, schlüpfte in die goldenen Pantöffelchen und nahm den Prinzen Kasimir zum Mann. Und als die Glocken klangen, da waren sie ein Paar. Der Schweinebartel aber nahm die Schweinefessel, was wohl auch das Klügste war.

„Eines aber,“ bemerkte die Prinzessin Kasimir, genannt Trudelwusch am nächsten Tage zu ihrem Gatten, „eines aber, Kasimir, gefällt mir nicht an dir: Du gehst auf schöne Kleider. Auch im Schweinefesselkleid kann ein Prinzchen stecken.“

„D!“ erwiderte Kasimir, „da werd' ich mich ja tüchtig bessern!“ Und er besserte sich so, daß nicht nur Trudelwusch, sondern auch die Eiferfüchten fast verging, sondern daß wir glauben dürfen, daß dies Geschichtchen sei das letzte nicht, das von Schweinefessel handelt und von Prinzen.

## Karl Frank / Der Wallfahrtsstaler.

Eine Waldheimer Bauerngeschichte.

(Schluß.)

Während der Gesangsverein sein Lied durch die Abtheile griffte, hatte der junge, eifrige Schaffner dem gestrengen Herrn Zugmeister schleunigst Bericht erstattet. „Ist das die Alte, die da zuletzt noch dahergeschlappert ist?“ frug der Zugmeister lebhaft, und als der Schaffner bejahte, machte er mit der Hand eine herrliche Bewegung und sagte: „Die kommt mir grad recht! Vorführen!“

Auf die Wallfahrer war der Herr Zugmeister sowieso nicht am besten zu sprechen und zwar aus verschiedenen Gründen, die uns im einzelnen aber hier weiter nichts angehen. Der Hauptgrund war jedenfalls der, weil die Wallfahrer auf dieser Strecke regelmäßig die meisten Zugverspätungen und Scherereien verurachten. Der Herr Zugmeister war übrigens früher einmal in dieser Gegend Gendarm gewesen, und der alte Eifer war noch immer ein wenig in ihm rege und schien sich angesichts des landwirthschaftlichen Hinterrundes neu zu beleben. Mit großer Gemüthsruhe hatte der Schaffner, der noch nicht lange vom Militär weg war, und erst seine Probendienstzeit ableistete, die alte Frau durch den allgemeinen Trubel hindurch bis vor den Zugmeister geleitet. Dieser winkte ihr kurz und führte sie zu dem Stationsbeamten mit der roten Dienstmütze. Unterwegs jammerte die Frau wieder: „Mi Geld langt m'r jo nit. Ich ha jo wohl wo en Taler, aber der g'hört doch nit mir, der mueß ich jo opfern.“

„Was opfern,“ verwies sie mit einem gewissen grimmigen Humor der Zugmeister. „Erst wird die Fahrt bezahlt; mit dem was übrig bleibt, könnt Ihr machen, was Ihr wollt. — Nur raus damit,“ mahnte er dringender, „wir haben nicht viel Zeit.“ Darauf verständigte er mit kurzen Worten den Stationsbeamten, der ein Formular ausfüllte und die Fahrkarte holte. Und die Wallfahrerin mußte wohl oder übel den schönen, nagelneuen blinkenden Erinnerungs-, Götten- und Wallfahrtsstaler ausgeben und, statt der Kirche, dem Gotte des Verkehrs und dem Staate opfern. Alles mußte aber recht schnell abgemacht werden. Hernach durfte die Brunnerin wieder einsteigen, denn erst auf der nächsten Station endete ihre Reise. Während sie jetzt ihrem Wagen wieder zueilte, war es ihr, als hätte sie in einem der vorderen Wagen ein bekanntes Gesicht zum Wagenfenster herausschauen sehen, nämlich das der Marie, der Magd des Hochbauers. Die Brunnerin stieg aber wieder in ihren alten Wagen zu ihrem Gesangsverein ein, trotzdem ihr gar nicht ums Singen war. Aber das war auch gar nicht nötig, denn das besorgte der Gesangsverein fast mehr als gut war. Jetzt erst schien der Brunnerin ihr schrecklicher Traum in Erfüllung gegangen zu sein, sie empfand aber diesmal gar keine Befriedigung mehr bei dieser Bestätigung. Sie war nicht einmal mehr ganz sicher, ob nicht noch weiteres Ungemach bevorstehe. Selbst an den Schnapsbuddel dachte sie nicht so leicht.

Wieder fuhr der Zug durch lange Tunnel. Dazwischen war denn immer ein großes Gegend zu den Wagenfenstern hinaus und ein Staunen und Bewundern über die wilde Schönheit des Gebirges, wie über die kühne Führung des Schienenwegs, der bald auf der einen, bald auf der andern Talseite am steilen Felshang oft in zwei- und dreifacher Linie über einander zu sehen war. — Die Brunnerin allein blieb verstockt sitzen und schaute nicht rechts und nicht links. Sie ärgerte sich über alles und hätte am liebsten allen „wüßt o'sagt“. „M'r könnt meine wunder wa.“ protestierte sie innerlich; „ich schick ene t' die ganz Bahn.“

Wieder hielt der Zug mitten zwischen den Bergen. Mit Mühe wand sich die Brunnerin durch das mächtige Menschengebränge, das auf der Station Großtannbera herrschte. Heute war ja großer Wallfahrtsstaa. Scharen von Wallfahrern in den verschiedensten Trachten entfielen dem langen Zug, mischten sich mit andern, die schon früher gekommen waren, und bevölkerten die Wege, die zum Städtlein und zu dem darüber liegenden Wallfahrtsställein emporführten.

Die Brunnerin aber hielt sich grollend abseits und war voll leberischer Gedanken. Sie hatte noch immer einen Mordszorn, ohne recht zu wissen, gegen wen er sich wenden sollte, ob gegen die Hochbaurin, oder die Eisenbahn, oder die ganze Menge der Wallfahrer. Jedenfalls war sie in gar keiner frommen Wallfahrtsstimmung. Sie hatte es drum auch gar nicht eilt. Trostig sagte sie im Stillen vor sich hin: „Wenn ich's Geld nit bring, no werd mi Bete au kon große Wert ha.“ und sie suchte sich eine abseits in den Anlagen versteckte Bank, wo sie ihre durchnähten Geworräte auspackte und dabei einmal übers andere murmelte: „So, jeh ha-n-i de Dred.“

Die richtigen Wallfahrer aber stiegen einzeln, in losen Gruppen, oder auch in geschlossenen Prozessionen, schwabend und betend die laubere Straße durchs Städtlein hinauf bis zum Wald, wo das Wallfahrtsställein „Maria am Berg“ sein zopfiges Türmchen zu den Tannenwipfeln hinaufstreckte. Von hier aus erschloß sich ein wundervoller Ausblick über das ganze Gebirgs-

tal und über die fächerförmig sich hinter einanderschiebenden Berge mit ihren dunklen Wäldern und steilen Felsen und tiefen Schluchten. Drunten leuchteten die bunten Hänslein des Städtchens wie Puppenwohnungen, alte Bauernhöfe mit silbernen schimmernden Schindeldächern nisteten einzeln an gelichteten Hängen und auf den niederen Hügelkuppen. Die Sonne lag wie ein goldener Zauber über dem feierlichen Landschaftsbild, und der Himmel strahlte sein verklärtestes Blau hernieder. Um die erst vor kurzem wieder neu hergerichtete Wallfahrtskirche aber stautete sich ein farbenfrohes Leben. Rote, blaue, schwarze Samtmieder waren zu sehen; goldgestickte Häubchen und schwarze Bänderlappen wechselten ab mit bunten Kopftüchern und großbeblumten Strohhüten; rot und grün und schwarz und blau flatterten die Seidenschürzen der häuerlichen Wallfahrerin; blendendweiße Hemdärmel pluderten sich über braunen Armen; aus hübschen, frischen Mädchengesichtern lachten helle Augen, und aus den runzligen Zügen alter Bäuerinnen sprach das harte schwere Leben und das Wissen von dunklen Dingen. Weniger bunt kam das Mannsvolk daher. Viele gingen in Hemdsärmeln, den kurzen schwarzen Schopen am Arm hängend; einige trugen rote Westen und lange schwarze Röcke mit rotem Futter; manch schöner alter Charakterkopf tauchte auf neben junger Kraft, die noch nicht recht weiß, wo hinaus. —

Händler hatten ihre Stände aufgeschlagen, wo's allerhand zu kaufen gab, Rosenkränze, Heiligenbilder und sonstige Andenken, Kerzen, Wachsstöcke und Zuckerverwaren.

Im geheimnisvollen Halbdunkel der Kirche aber drängte sich die Frömmigkeit in allen Abstufungen, von inbrünstiger Verzückung bis zur bloßen Neugier, um den Altar mit dem alten Marienbild.

Die fromme Sage berichtet, das Bild sei bei einem Brande durch die Mutter Gottes selbst gerettet worden und habe seitdem viele Wunder gewirkt. Daß, als die alte Kirche abbrannte, das Bild allein der Vernichtung entgangen war, blieb eine unbefreite Tatsache. Der Alt-Ratschreiber von Großtannberg, der sich auch ein wenig mit Geschichtsforschung befaßte, schilderte freilich den Hergang der Sache etwas anders. Es ist vielleicht gar nicht uninteressant zu sehen, wie sich die Ergebnisse seiner „weltlichen Geschichtsforschung“ und die Legende zu einander verhalten.

Hören wir also, was der Alt-Ratschreiber berichtet: Kurz vor dem Ausgang des 30jährigen Krieges zogen noch einmal Soldatenhaufen durch das Tal und kamen auch nach Großtannberg. Sie trieben es daselbst ärger als je und raubten und mordeten und brannten. Auch im Pfarrhof lehrten spät nachts noch ein paar Strauchritter ein. Dem Pfarrer schlugen sie kurzerhand den Schädel ein. Seiner Nichte aber, die bei ihm war, einem hübschen Jungfräulein, rissen sie die Kleider in Fetzen vom Leib und zwangen sie mit ihnen zu zechen. In höchster Not gelang es dem Mädchen jedoch, durch einen Sprung aus dem Fenster zu entweichen. Es versteckte sich zunächst in der weiter oben gelegenen Kirche hinter einem Seitenaltar. Indessen sagte es sich selbst, daß es hier nicht lange sicher sein könne vor den wüsten Gesellen. In der Verzweiflung riß das Mädchen das große Muttergottesbild aus dem Rahmen, um wenigstens etwas zu haben, mit dem es seine Blöße bedecken und sich vor der großen Kälte schützen könnte. Hierauf floh es noch in der Nacht in die Tiefe des Waldes hinein, der damals noch etwas dichter und schwerer zugänglich war als heute. Andern Tages durchtölpelten die Räuber die Kirche, raubten sie gründlich aus und steckten sie vor Herger, daß ihnen das Bild ent schlüpft war, in Brand. Nach ein paar Tagen lag eines Morgens das unversehrte Muttergottesbild mitten auf dem Schutt- und Aschenhaufen des völlig niedergebrannten Gotteshauses. Des Pfarrers Nichte hatte oben auf der Höhe irgendwo Zuflucht gefunden in einem versteckt gelegenen Bauernhaus, war mit Kleidern notdürftig versehen worden und hatte sodann in der Nacht das Bild wieder zur Kirche zurückbringen wollen. Als sie aber sah, daß das Gotteshaus abgebrannt war, legte sie, ohne jemanden etwas zu sagen, das Bild offen ausgebreitet auf die Trümmer, damit es gleich gefunden werde. Sie selber aber verschwand aus der Gegend. — Soweit der Alt-Ratschreiber.

Heute wandern hunderte und aberhunderte zu dem alten ehrwürdigen Bilde, um sich Gnade zu erbitten und Trost zu holen. — Auch die alte Brunnerin stieg im Laufe des Mittags herauf und betete, etwas mürrisch und geschäftsmäßig zwar, ein paar Rosenkränze, um ihren Auftrag zu erfüllen.

Nach verrichteter Andacht hielten viele der Wallfahrer und Wallfahrerin weiter oben im Wald unterm Schatten der mächtigen Tannen auf weichem Mooslager erquickliche Rast. Hier hatte sich auch die Marie, des Hochbauers Magd, ein Plätzchen ausgesucht, von wo aus man den Umkreis der Kirche gut übersehen konnte. Eine Ahnung sagte ihr, daß auch der Bach-

Josepp nicht weit sei. Und richtig, wartete sie noch gar nicht lang, als sie ihn in der Menge erblickte, die von der Stadt heraufzog. Vor freudiger Erregung begann ihr Herz zu hüpfen. Sie blickte genauer nach ihm hin und bekam plötzlich ein ganz merkwürdig langes Gesicht. So groß die Freude sein mag, den heimlich Geliebten zu sehen, so groß ist ja wohl seit altersher auch der Schmerz, wenn man ihn „bei einer andern steh'n“ oder mit einer andern gehen sieht und gar noch zusehen muß, wie er ihr „schön tut“.

Der Bach-Josepp kam nämlich nicht allein und suchte offenbar nicht nach der Marie, sondern er führte des hinteren Müllers Anna an der Hand und sah ihr recht verliebt in die Augen. Das konnte ein Blinder sehen, daß die zwei einig waren. Das Paar trat zu einem der Stände hin, dessen Dächlein sie auf einige Zeit der Beobachtung entzog. Natürlich mußte er ihr doch auch einen schönen „Kram“ kaufen.

Nachdem die Marie den ersten Schrecken überwunden hatte, sagte sie ganz trocken zu sich selbst: „So, den hoch g'betl' 's g'schieht d'r aber ganz recht, worum hoch mit de krumme Margreth G'schäft g'macht.“ Sie nahm das Ganze als eine gerechte Strafe des Himmels auf, ohne sich sonderlich niedergedrückt zu fühlen oder sich aufzuregen. Sie hatte etwas Unrechtes getan und hatte dafür jetzt eine thätige Maulkelle vom Schicksal bekommen, damit waren sie wieder quitt, sie und der Schicksalsherr, den sie sich wie einen großen Bauer dachte. Ihre Schuld war also gesühnt. Nun hieß es nur, sich nach einem andern umzugucken, solange 's noch Zeit war. Und das wollte sie denn auch. Sie stand also auf, strich Kleid und Haar zurecht und ging zur Kirche hinunter, um Umischau zu halten. Die alte Brunnerin kaufte gerade an einem Stand einen weißen Becken für den Meinrad, denn ohne „Kram“ wollte sie doch nicht nach Hause kommen; zu etwas anderem langte aber ihr Geld nach Abzug des Fahrgebüßes für die Mückreise nicht mehr. Als sie die Marie erblickte, rief sie dieser zu: „Wa tuesch denn du do, gell du tueschich en Ma?“

„Erst noch,“ lachte die Marie, schnell gefaßt; „wisst Ihr kon?“

„A denk, du findst scho selber on. Dir bruch mer kon tuesche, du bist durchtriebe guet,“ aab die Alte halb im Spaß, halb noch im Mergel zurück. Die Marie lachte bloß und sagte dann, sie müsse noch ein Gebet verrichten, ging vorn zur Kirche hinein, hinten wieder heraus und schnell zur Stadt hinunter, denn sie wollte einweisen noch ohne die Alte sein. Auf dem Heimweg konnte sie noch lang genug mit ihr gehen, wenn sich sonst niemand fand.

Am Bahnhof trafen sie sich später wieder und machten sodann die Mückreise zusammen. Sie gingen diesmal den Weg durch den Wald. Beide waren nicht sehr aepprägig. Die Brunnerin war besorgt wegen des möglichen Mißerfolges ihrer Wallfahrt und suchte die Marie über allerhand auszufragen, was auf dem Vochbauerhof voraing. Das dachte der Marie nicht recht, zudem mußte diese darüber nachdenken, was sie der Vochbauer-Mutter vorstehen wollte, warum sie nicht beim Schmied-Hannes in Waldsteinbach gewesen sei, oder dort nichts ausgerichtet habe. Es war schwer, etwas ganz Passendes zu finden. Die Marie seufzte: Das war doch ein rechtes Kreuz! Wenn man einmal in der Dummheit etwas Schlechtes angeheißt hatte, mußte man immer neue Sünden begeh'n, selbst wenn man schon lang von der ganzen Sache nichts mehr wissen wollte. Sie nahm sich vor, sie wolle sich das doch eine Lebre sein lassen und sprach im Stillen, als sie an einem Kreuz vorbeigingen: „Liebe Herrraott, hilf mir desmol no us der Watschl, ich will g'wis nit meh so toa.“

Ammer schmeisamer werdend, erreichten die beiden endlich das heimliche Dorf wieder. Die Brunnerin schritt, aufatmend, ihrer Gütte zu, die Marie aing, nicht ganz leichten Herzens, den Weg zum Vochbauerhof hinunter.

Auch im Vochbauerhof hatten sich im Laufe des Tages Dinge von einiger Bedeutung ereignet. Nach dem Mittagessen war der Bauer fortgegangen, auf einem entfernten Hofe einen Freund aufzusuchen, der viel gute Hausmittel gegen Viehkrankheiten kannte. So waren also die zwei Frauen und das kleine Kind die einzigen menschlichen Wesen auf dem Hof. Als nun das Haus so still und ruhig lag, fuhr mit einmal ein mächtiger Tättelkeitsdron in die seit längerer Zeit so unkräftige und gezwungenerweise untätige Vochbauerin. Sonst residierte der Vochbauer in seiner biblischen Art alles allein und duldete nicht, daß sie rächtia miltchaffte, solange sie nicht wieder ganz gesund wäre. Nun aber fühlte sich die Frau so frisch wie seit langem nicht mehr, und es war ihr, als müßte sie ganz allein das Kunststück fertig bringen, die kranken Kühe zu kurieren. Das wäre einmal wieder so eine rechte Freude, die sie selber gesund machen müßte. Sie aing zunächst in die Küche und richtete eine besonders kräftige Tränke her. Dann schritt sie in den Stall, wo die Kühe matt herumloren und sie mit traurigen Augen ansahen. Sie untersuchte die Tiere einmal ganz aufmerksam. Dabei fiel es ihr auf, daß alle so flebrige Schnauzen hatten, und konnte

sich nicht genug wundern, daß das anscheinend noch niemand aufgefallen war bis jetzt.

Nachdem sie den Tieren nun die Mäuler gut gewaschen hatte, brachte sie ihnen die Tränke. Die Tiere löfften wie unsinnig und schleckten die Kübel aus, bis sie ganz trocken waren und die feinen Holzfasern des Bodens wie Haare in die Höhe standen. Die Bäuerin schlug die Hände über dem Kopf zusammen. Sodann gab sie den Kühen Heu in die Krippen, und wieder fragten die Tiere wie närrisch. Es herrschte ein Gepolter und Getrampel im Stalle, das unter anderen Umständen beängstigend hätte erscheinen können. Morgens hatten die Kühe noch kein Futter angeguckt.

Der Vochbauerin jubelte das Herz. Sie hielt gewiß viel vom Gebet der alten Brunnerin, aber sich selber schrieb sie jetzt doch auch ein wenig vom Erfolg zu. Nun mußte ja alles gut werden.

Die Marie war hocherstaunt darüber, eine solch freudige Stimmung zu Hause zu treffen. Die Vochbauerin hatte soviel zu erzählen, daß die Marie nur zuzuhören brauchte. Niemand kümmerte sich um etwas anderes. Die Marie war von Herzen froh, daß alles so gut abgegangen war. In ihrer eigenen Freude kam ihr ein guter Einfall, und sie gab der Vochbauer-Mutter nur ein Zeichen: „Ich mueß Euch noher an no ver-zähle, wie's mir heut gungen isch.“

Die Vochbauer-Mutter schaute die Marie halb bekümmert an, denn sie meinte nicht anders, als daß morgen der Schmied-Hannes von Waldsteinbach herüberkomme und den weiten Weg umsonst mache. Spät abends auf dem Stübchen der Vochbauer-Mutter gab die Marie der Alten folgenden Bericht von ihrer Fahrt, den ihr offenbar der gute Herrgott auf ihre inständige Bitte eingegeben hatte: „Denket Eu, uf em Weg isch mir de Gedanke kumme: Du könntst au in Grostannberg bi der Mutter-gottes aefre und e weng bete. Guet, und des han i dau. Und wo-n-i no in de Kirche dinne g'esse bin und recht betet ha, isch es mer g'mols a'fi, wie wenn ich e Stimm höre tät, wo zu mir jait: „Du bruchst nimme zum Schmiedhannes nach Waldsteinbach gau, d'Muttergottes hilf allein.“ No isch es mir uf einol ganz leicht uns Herz g'fi und ich ha g'wis, daß Eu g'holten isch. Und bin gar nit hin zum Schmied-Hannes.“

„Wa, du bist gar nit hört g'fi?“

„Gä, nei, Ihr höret's doch, d' Muttergottes hat doch . . .“

Die Alte war ganz sprachlos über den Bericht des Mädchens, das mit den Heiligen auf so gutem Fuße zu stehen schien, und sie ging tagelang ganz tiefsinnig umher, so stark hatte die Erzählung des Mädchens auf sie gewirkt. Schließlich sagte sie zur jungen Vochbauerin, man müsse unbedingt etwas Besondere tun, weil der Himmel seine Hand gar so sichtbarlich gezeigt hätte, und die junge Bäuerin stimmte aus Dankbarkeit gerne zu. Sie beschloffen also beide, eine schöne Tafel in die Wallfahrtskirche zu Grostannberg zu stiften mit der Inschrift: „Maria hat geholfen.“

Am nächsten Samstag kam die Brunnerin, aber ohne die Handtasche, wieder auf den Vochbauerhof und erhielt gleich das versprochene Pfund Butter. Sie konnte sich zwar im Geheimen nicht genug über die ganz unerwartete Wendung zum Guten verwundern, rief aber nichtsdestoweniger mit dem Ausdruck vollster Ueberzeugung: „Gell, 's hat ali g'holse? 's hat no jedesmol g'holse.“ Die alte Brunnerin stand nicht umsonst im Kufe, ganz besondere Gebetsfolge zu erzielen. Sie verstand es eben auch, den Leuten die Sache hinzureiben. Und als sie hörte, es solle eine Tafel gestiftet werden, sagte sie gleich: „Die macht der Meinrad. Ihr werret staune, wa des für e schön g'ist. Ich traag sie denn selber wieder uf Grostannberg.“ — Sie bekam noch als Extrageschenk ein paar Mark, davon kaufte sie gleich beim Krämer dem Meinrad die längst gewünschte Parbensachtel. Und der Meinrad machte sich mit Feuereifer an die Arbeit und brachte ein ganz einzigartiges Kunstwerk zustande. Es war auf Pappeckel gemalt, eine Art Trivinchon. Links war der Stall des Vochbauers mit den kranken Kühen zu sehen; das rechte Feld zeigte das Wallfahrtskirchlein „Maria am Berg“, das der Meinrad von einer Ansichtskarte abaezeichnet hatte. Die Mitte war mit einer schönen Schwarzwalddandschaft ausgefüllt, teils nach der Natur, teils einer Erfindung entstammend. Alles staunte über die schöne Tafel. Der Meinrad durfte selber mit, als sie nach Grostannberg obracht wurde.

Es ereignete sich, daß ein Kunstmaler, der einen Sommer lang in Grostannberg malte, das Kunstwerk zu Gesicht bekam. Als er hörte, daß ein Bauernbube es oemalt habe, aing er der Sache nach und suchte den kleinen Künstler auf. Es aelang ihm, ein paar Kunstfreunde für den Knaben zu interessieren, so daß sie sich bereit erklärten, die Kosten für dessen Ausbildung zu tragen. Und man sagt bereits, der kleine Meinrad werde so etwas wie ein zweiter Hans Thoma werden.

Und so können wir also unsere altkälische Geschichte mit einer nicht alltäglichen und höchst erfreulichen Aussicht beschließen.